

Günter Dux, Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter. Über den Ursprung der Ungleichheit zwischen Mann und Frau. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1992, 481 S.

Die Tatsache, daß Frauen schon seit frühester Zeit unter der Herrschaft der Männer stehen, ist erklärungsbedürftig. Woher stammt diese Machtfälle, fragt *Günter Dux* in seiner Studie über „Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter“. Warum ist „ausgerechnet das Verhältnis der Geschlechter das erste in der Geschichte, in dem eine Macht eine Ungleichheit hat bewirken können?“ (S. 13).

Für *Dux* kann die Antwort nicht durch die Betrachtung des Verhältnisses zwischen Mann und Frau allein gefunden werden. Vielmehr ist es zunächst erforderlich nachzuvollziehen, welche Rolle Macht im Aufbau der Gesellschaft spielt, um die Bedeutung der Macht im Geschlechterverhältnis erklären zu können. *Dux* untersucht zwar die Beziehungen zwischen Mann und Frau. Für deren Erklärung muß er jedoch den Analyserahmen ausdehnen und die Bedeutung der Macht für die Entstehungs- und Entwicklungsbedingungen rekonstruieren. Der Blick auf Konstitutionsbedingungen von Gesellschaft ist unerlässlich, um die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter entdecken zu können (vgl. u.a. S. 9f., 104f.). Denn: „Macht

ist die überagende Determinante im sozial-strukturellen Aufbau der Gesellschaft. Es ist deshalb ein durch nichts länger zu rechtfertigender Dilettantismus, ständig darauf zu verweisen, daß durch die Geschichte hin Macht das Verhältnis der Geschlechter bestimmt hat und noch immer bestimmt, ohne zu klären, in welcher Weise sie überhaupt soziale Verhältnisse determiniert und sich in der Geschichte in der Gesellschaft entfaltet hat“ (S. 69; *Dux* nennt einige Dilettanten beim Namen, vgl. S. 138ff. Er wird mit Sicherheit deren Zorn auf sich ziehen). Aus dem Mangel an soziologischer Theorie, den er in den bisherigen Versuchen, das Geschlechterverhältnis zu analysieren, feststellt (exemplarisch J. J. Bachofens „selbst noch dem mystischen Denken verhaftete“ [S. 58] Geschichtsphilosophie), leitet sich zwangsläufig das weitere Vorgehen in der Untersuchung ab. Vor der Frage nach den Bedingungen für die Rolle der Frau muß immer erst die Frage nach der Rolle der Macht im Aufbau der Gesellschaft geklärt werden.

Macht ist für die Organisation von Gesellschaft konstitutiv. Das Individuum wird bestimmt durch die „Sorge um sich“ (S. 76). Es sucht nach Mitteln zur Durchsetzung seiner Handlungsabsichten, d.h. nach Machtmitteln zur Verwirklichung seiner Interessen. Die Grenzen der Macht des Einzelnen liegen dort, wo

die Macht anderer beginnt. *Dux* bemüht sich um eine „Anthropologie und Soziologie der Macht“ (Kap. 3), aus der hervorgeht, daß Macht eine notwendige kulturelle Organisationsform ist. Mit diesem Versuch einer neutralen Fassung des Machtbegriffs tritt er jenen geläufigen Interpretationen entgegen, nach denen machtorientiertes Handeln bloßer Ausdruck biologisch bestimmter Aggressivität ist. Für die im Prinzip ubiquitäre Präsenz von Macht und Machtausübung in sozialen Beziehungen, die *Dux* bis in die Struktur der Sprache verfolgt, nennt er eine Ausnahme: die Liebe. „Macht ist im Verhältnis der Geschlechter depotenziert, solange und soweit dieses Verhältnis über Liebe bestimmt ist“ (S. 95). Aber: Woher rührt die auf Macht gründende Ungleichheit im Geschlechterverhältnis, wenn doch dieses Verhältnis von Liebe bestimmt ist? Diese Frage, die auch *Dux* sich stellt (S. 91), ergibt sich, soweit ich sehe, aus einer Ungenauigkeit. Nicht das Geschlechterverhältnis oder die Geschlechter sind, wie der Autor schreibt, „von allem Anfang durch Liebe bestimmt“ (S. 416, ähnlich S. 91, 104, 136, 226), sondern einzelne Menschen, Individuen, lieben. Diese notwendige Unterscheidung zwischen personalen Beziehungen und gesellschaftlichen Verhältnissen macht *Dux* für die Liebe nicht explizit. Doch wenn von Liebe die Rede ist, muß es um Individuen gehen, z.B.

um einen Mann und eine Frau. Liebe zwischen Kollektiven, hier: zwischen Geschlechtern gibt es nicht. Damit löst sich der vermeintliche Widerspruch auf. Selbst wenn einzelne Menschen einander lieben, spricht dies nicht gegen die Ausbildung und Fortsetzung gesellschaftlicher Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern.

Dux beginnt seine minutiöse „historisch-genetische Rekonstruktion von Gesellschaft und Geschichte“ (S. 18) mit der Darstellung der prinzipiellen Egalität (unter Männern) in primitiven Gesellschaften und führt empirische Befunde aus Sammler- und Järgesellschaften an, um Ungleichheit zwischen den Geschlechtern zu dokumentieren und ihren Ursprüngen nachzugehen. Es zeigt sich, daß die Frauen in den primitiven Gesellschaften keineswegs gering geschätzt sind, sie erfüllen wichtige, unverzichtbare Aufgaben und haben ihre eigenen Domänen. Gleichwohl ist ihre Unterordnung unter die Macht der Männer unbestreitbar. Wo liegen also die Ursachen für diese Ungleichheit? Wenn Macht gemäß der Interpretation von *Dux* zur Verfolgung und Realisierung von Interessen dient, und wenn Macht dort ihre Grenzen findet, wo sie auf Gegenmacht stößt, dann dokumentiert schon das Verhältnis der Geschlechter in primitiven Gesellschaften, daß die Frau nicht ebenso durchsetzungsstarke Machtpotentiale hat entwickeln kön-

nen wie der Mann (S. 91). Dies wiederum hat die entscheidende Folge, daß sie in der Autonomie ihrer Lebensführung eingeschränkt wird (S. 149f., 101). Doch wie ist es möglich, daß Männer ihr Machtpotential effektiver aufbauen und zum Nachteil der Frauen einsetzen können? Auf die kurze Formel gebracht, mutet die Antwort banal an: Männer sind physisch stärker als Frauen. „Wir hätten das Problem der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern nicht, gäbe es nicht deren physiologische Unterschiede“ (S. 152). Wollte man in dem physiologischen Unterschied nur die Fähigkeit von Männern sehen, auf wehrlose Frauen einzuschlagen und sie auf diese Weise zu unterdrücken, hätte man *Dux* nach allen Vorreden gründlich mißverstanden. Das ist nicht gemeint.

Der von ihm immer wieder geforderte Blick auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen hilft weiter. Die physiologischen Unterschiede zwingen die Frau auf den Innenbereich, auf die Sorge für den Haushalt, die Ernährung und die Kinderbetreuung. Der Mann hingegen füllt die Außendimension aus, die nicht zuletzt darin besteht, die Existenz der Familie, des Haushalts oder des Stammes gegen Fremdeinwirkungen zu schützen. Das Selbsterhaltungsinteresse nicht allein des Individuums, sondern der gesellschaftlichen Einheit muß unter Umständen durch den „Einsatz von

Brachialgewalt“ (S. 161) gesichert werden, wenn es bedroht wird. Wenn es also darum geht, Machtpotentiale nach außen zu behaupten und zu verteidigen, ist die physische Stärke des Mannes gefragt. „Der schiere Umstand, daß soziale Interessen über Machtpotentiale durchgesetzt werden müssen, läßt die Frau in der Geltendmachung ihrer Interessen auf den Mann angewiesen sein. Angewiesenheit schafft aber auch Abhängigkeit“ (S. 227). Analog zur Begrenzung eigener Macht müssen die Frauen ein Interesse an der Stärke der Männer entwickeln. Die Einschränkung weiblicher Autonomie wird verstärkt durch die Verfügungsmacht der Eltern über die Kinder, namentlich durch die Verfügungsmacht der Väter über die Töchter. Die Heirat wird zur Verhandlungssache zwischen Brautwerber und Brautvater (vgl. S. 179ff.). Denn mit einer Heirat werden Außenbeziehungen der familiären Einheit berührt, und für Außenbeziehungen ist in der Regel der Mann zuständig.

Die durch die Innen-Außen-Dimension und das Eltern-Kind-Verhältnis entstandenen „Machtverfassungen ... prozessieren sich selbst“ (S. 311). *Dux* zeigt dies im Übergang von Jäger- und Sammlergesellschaften zu frühen agrarischen Organisationsformen. Neben den bestehenden Machtverhältnissen richten sich nun auch die Konsequenzen der Landnahme und Bewirtschaftung

nahezu zwangsläufig gegen die Autonomie der Frauen. Denn es sind Männer, die den Zugriff auf Land erhalten, sei es durch Rodung, Vererbung oder Heirat. Und: „Macht ist da, wo das Land oder das Vieh ist“ (S. 286). Des weiteren zeigt *Dux* den Einbruch der Macht in archaischen Gesellschaften, in denen sich Staat und Herrschaft bilden und Öffentlichkeit einen anderen Charakter bekommt. „Öffentlichkeit wird der Bereich der Machtzentren“ (S. 363), und die ohnehin seit jeher auf das Innenverhältnis verwiesenen Frauen werden von der Teilnahme an dieser, nun politischen, Öffentlichkeit ausgeschlossen. Schließlich verfolgt *Dux* den unaufhaltsamen Durchbruch männlicher Machtverfassungen für die Polis Athens. Dort, wo die gesellschaftliche Organisation politischer Entscheidungsprozesse am weitesten fortgeschritten ist, erfährt „die Entmachtung der Frau ihre Spitze“ (S. 371). An den griechischen Verhältnissen kann *Dux* deutlich machen, „daß der Ausschluß der Frau aus der Öffentlichkeit das Resultat derjenigen Prozesse ist, über die sich letztere gebildet hat: eben über die Macht“ (S. 414).

Die Darstellung der Entwicklungspfade von Gesellschaft und die Stringenz, mit der *Günter Dux* seinen roten Faden über fast 500 Seiten und durch mehr als hundert Ethnien verfolgt, sind faszinierend, selbst wenn der Autor seinen Leserinnen und Lesern große Geduld und errieb-

liche Ausdauer abverlangt. Die Schlußfolgerung der Arbeit ist nicht sonderlichermutigend. Die Ursprünge der Macht im Geschlechterverhältnis liegen in den Prozessen der Konstitution von Gesellschaft. Diese Prozesse stehen den Betroffenen jedoch nicht zur Disposition, Niemand kann etwas dafür, daß die (Geschlechter-)Verhältnisse so sind, wie sie sind. „Geschichte ist Schicksal“ (S. 233). Mit einem solchen Fazit gerät *Dux* leider in Gefahr, als Fürsprecher der herrschenden Geschlechterordnung interpretiert und mißbraucht zu werden, obwohl nicht die Legitimation, sondern die Rekonstruktion und die Deutung der Verhältnisse Inhalt der Arbeit sind.

Sylke Nissen

Petra Frerichs/Margareta Steinrück (Hrsg.); **Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse**, Leske + Budrich, Opladen 1993, 208 S.

Im Anschluß an die englische „Gender and Class“-Debatte der achtziger Jahre bahnt sich eine Verkopplung von Frauen- und Schichtungsforschung an, die die Analyse geschlechtsspezifischer Ungleichheiten beträchtlich differen-